

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Freiheit
Autor: Moeschlin, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573182>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ist die Schöpfung eines echten Dichters. Mit dieser Neuschöpfung allein hat er sich unseres Dankes versichert.

Aber wird schon der und jener Leser über manchem allzu-echten Wort zum Stolpern kommen, das vermögen wir jedenfalls nicht zu glauben, daß das Personal unserer Volksspielbühne, für das der Autor geschrieben haben möchte, den Anforderungen, die dieses Deutsch an ihre Geschmeidigkeit stellt, gewachsen sei, so gewachsen, daß die Reinheit der Wirkung gewahrt bliebe. Es wäre um einen Versuch im kleinen zu tun. Er wird einen rührenden Eifer, zähen Fleiß, endlose Mühe kosten. Mit Berufsschauspielern, die in Gerhart Hauptmanns sprachlichem Naturalismus mit alten und neuen Idiomen geschult sind, ließe sich die Sache schon eher wagen. Verzweifelt viel Hingabe würde es kosten. Wo aber ist das Theater, das unsern Zürcher Reformator und Politiker mit soviel Mühe und Aufwand zu feiern unternehme? Und wenn: wie manche sind ihrer im Publikum, zu denen diese Sprache noch reden würde?

Der Dichter hat für die Aufführung auf einer Kunstbühne eine besondere Schlussvariante geschrieben. Er hat also von einer solchen immerhin nicht ganz abgesehen. Manche seiner Feinheiten und Subtilitäten in Charakterzeichnung und Diskussion hat er wohl selbst bei Berufsschauspielern besser aufgehoben gefühlt.

Sollen wir also das Stück nicht im Licht seiner ursprünglichen Bestimmung betrachten? Schon durch das Fehlen jeder Liebesintrige ist das Interesse ganz auf das Heldentum und Heldengeschick, auf den geschichtlich-öffentlichen Charakter des Helden konzentriert. Es sind eigentlich zwei Spieler: Zwingli — und Zürich, sein Zürich, das sich fast mehr nach Stimmungen als nach Persönlichkeiten weiter differenziert. Man könnte höchstens den kuriosen Junker Konrad ausnehmen, Er-Humanist, Er-Wiedertäufer und auch Er-Junker in seiner dogmatischen Losgelöstheit von allem in dieser Welt. In diesem Drama zwischen Seele und Stoff spielt er den Geist, den einzigen bewußten, klar bewußten und in seinem Bewußtsein eben so unfruchtbaren, verneinenden Geist. Er ist aber doch nicht auszunehmen. Er ist doch auch weniger Persönlichkeit als Typus. Er spielt den Mephisto, spielt den Narren und spielt den Zuschauer: diese drei Rollen, getrennt, nebeneinander, durcheinander, immerhin in einer Person. Er ist zwar nicht etwa bloß als ein Wortführer vom Dichter rekrutiert. Er ist aus der historischen Wirklichkeit prächtig kühn herausgeschaffen, der banke rote Gläubige der Renaissance, des Humanismus und der Wiedertäufer. Dieser Skeptiker ist ganz bedeutend gedacht. Er ist eine hohe Anweisung auf Bernoullis Schaffen. Wunderschön ist der Gegensatz im letzten Akt zur Vorstellung gebracht. Hier der glaubensbare Intellektuelle und Aesthet, der nur in Be-


wunderung aufzugehen vermag vor dem Heldentum, das seine schlichten Zürcher ergriffen hat, in der Freude über die ungeahnten Kräfte in seiner Heimatstadt, in Reid und Bewunderung gegenüber diesem Zwingli, der so den Glauben der Menschen hat und der so wenig von allem versteht, daß er den Reformator, der ihm nur ein Demagog auf dem Gipfel höchster, berauschendster Genugtuung ist, beschwört, das Opfer, das diese Leute „ihm“ bringen wollen, nicht anzunehmen, Zürich sich seiner Kraft freuen zu lassen, sich jetzt, da ihm in solcher Hingabe der höchste Triumph geworden, als einzig Verantwortlichen am Bürgerkrieg dem Gegner auszuliefern, damit nicht Zürich, das unschuldige Zürich ihm zum Totenopfer falle. Und dort simplen die Handwerksmänner vor ihrem Zwingli. „Ich hab euch von euerem Herd weggezogen,“ spricht er, „hab euren Frauen den Mann geraubt und euren Kindern den Vater. Was saget ihr nun?“ Da gibt ihm der eine zur Antwort: „Mein Bub kann stahn, Herr Ulrich. Er braucht den Letti nit meh. Er kann stahn auf beiden Füßen. Gang der Letti von hinnen — der Bub ist Lettis Bub und wird sich strecken.“ Und der andere: „Es ist mir nit leid um Frau und Kind. Mannesglück erfüllet sich nit in Minnedienst, Mannesglück erfüllet sich an einem gewaltigen Werk, das die alten Ding spaltet und die neuen Ding erwirkt. Sie ist mein eigen gewesen im weichen und heimlichen Lager zwanzig Jahr und meh. Aber ich bin in einer höheren Lieb entbronnen, da mich Gottes heiliger Geist selbst im Arme hält. Mag sie vergahn im Jammer — helf ihr Gott!“ Zwingli: „Fost, du redest widerspenstig grausam groß. Wir wollen nit lästern. Nur eines noch, Fost! Hab ich euch das Glück gegeben und die Wahrheit, den frommen Mut und den Frieden?“ „Ja, teurer Meister, das Glück und die Wahrheit, den frommen Mut und den Frieden — alles, alles hand wir von Euch.“

Zwingli selbst nun ist recht überzeugend gezeichnet. Ganz auffallend gut hat der Dichter das Ostschweizerische an unserm Reformator deutlich zu machen gewußt. Die gewalttätige Zuversicht mit gutherziger Gradheit gepaart, die lebhafteste Art, wie sich Unsicherheit in Gereiztheit zu äußern pflegt, das Temperament, das sich in der Fremde nicht selten durch sein Draufgehen dauernd fremd erhält. Vor dem reinen, lichten Feuer solcher Seele schwinden die Schatten des Menschenschlages. Karikaturen dieses Mannes haben aber das Andenken an seine Art mehrerorts peinlich kompromittiert, wo man sich glücklich schätzt, an seiner Erbschaft mitzuhaltten. Bernoulli hat Zwinglis Namen einen dankenswerten Dienst erwiesen, indem er uns seine sympathische Größe gerade in ihrer Menschlichkeit nahe gebracht hat.

E. Z.

— ❧ Freiheit ❧ —

Skizze von F. Moeschlin, Basel.

 war im letzten Herbst. Wir sprachen über russische Zustände...

Die Ueberreste des Mittagessens waren abgetragen; die Sonntagstorte stand auf dem Tisch, und mit dem feinen Duft des schwarzen Kaffees zog eine gemütliche Stimmung durch das behäbige Zimmer.

Mein Gastgeber hatte sich behaglich im Sessel zurückgelehnt und politisierte, seine Frau und seine Tochter hörten schweigend zu. Das ganze Zimmer schien still zu lauschen. Nur hie und da klapperten die Dessertmesserchen auf den porzellanenen Tellern oder ein Kaffeelöffel klorrte in der Tasse.

„Ja, ja, in Rußland muß es schrecklich zugehen! Wir können Gott und der Bundesverfassung danken, daß es bei uns besser aussieht. Aber ich habe es schon lange prophezeit. Es mußte endlich einmal zur Revolution kommen; es geht wie anno dazumal in Frankreich: das Volk macht sich frei... wenn es sein muß durch Blut und über Leichen... Wir sind in der Schweiz gottlob schon weiter. Aber ohne die alten Eidgenossen, die einst die Burgen der Zwingherren zerbrachen und die Vögte erschlugen, lägen wir auch noch in den alten Sklavensesseln... Ja, ja, aber der Drang nach Freiheit ist dem Menschen angeboren, und wenn er unterdrückt und gefesselt wird, dann macht er sich gewaltig frei, dann gibt's, wie gesagt, eine Revolution... Die

Russen haben ganz recht, wenn sie Bomben werfen, ich tät's auch... wenn ich ein Russe wäre... In der Schweiz haben wir es gottlob nicht nötig... Denn gibt es etwas Höheres als die Freiheit? Ich sage nein... Sie läßt sich nicht bändigen, und versucht man es dennoch, dann explodiert's wie bei überhitztem Dampf, der einen Kessel zersprengt... Ja... ja... Martha, hol' mir eine Zigarre!“

Die Tochter ging gehorham hinaus.

„Zum Kaffee eine Zigarre, das ist wie das Tüpfchen aufs i! Meine Frau ist zwar nicht fürs Rauchen, und ich hatte es mir ihr zuliebe eine Zeit lang zu Hause abgewöhnt... Aber heute, zur Ausnahme, wird sie es wohl erlauben... so gut wie gestern. Eine einzige Zigarre schadet den Vorhängen nichts... Aber um wieder auf die Russen zu kommen, wollte ich nun bemerken, daß auch wir nicht auf der faulen Haut liegen dürfen. Pfaffen-tum und Aristokratendünkel lauern beständig auf eine günstige Gelegenheit, unserer Freiheit Abbruch zu tun... Aber, wenn es wieder zum Kampfe kommt, dann siel' ich meinen Mann. Ich will als freier Schweizer leben... oder sterben!“

In diesem Augenblicke hatte er etwas von einem Helden, und da die Sonne von hinten seine spärlichen absteigenden Haare durchleuchtete, war es, als stände ein feiner Strahlenkranz wie Glorien um sein altes ehrwürdiges Haupt.

Martha kam ohne Zigarre zurück.

„Ich habe sie nicht gefunden, Papa!“

„Ach was, du bist ein Baby! Auf dem Ofen stehen sie!“ Und er erhob sich schnell, um selbst auf die Suche zu gehen.

Seine Frau bog sich zu mir herüber. „Wissen Sie, wir haben die Zigarren versteckt! Seit zwei Jahren hat er nicht mehr im Zimmer geraucht, und nun will er plötzlich die dumme Gewohnheit wieder von vorn anfangen... Das geht doch nicht, absolut nicht... Im Freien hab' ich nichts gegen das Rauchen, obwohl es auch dort überflüssig ist; aber da drinnen erlaub' ich es nicht, nein! Sonst werden meine Vorhänge so grau, daß ich sie alle zwei Tage waschen muß.“

„Und die Begeisterung für seine Freiheit?“ wagte ich einzuwenden.

Da lachten die beiden Weibsbilder, daß ihnen die Tränen die Wangen hinunterliefen.

Nach einiger Zeit kam der Vater wieder herein, ziemlich still und niedergeschlagen.

„Weiß der Auckuck, wo die Zigarren hingekommen sind! Gestern standen sie noch auf dem Ofen!“ Resigniert ließ er sich wieder in den Sessel fallen.

Eine kleine Pause... Dann konnte seine Frau das Geheimnis ihrer gelungenen List nicht mehr länger für sich behalten.

„Papeli, wenn wir spazieren gehen, dann darfst du eine rauchen, dann werde ich die Zigarren aus ihrem Verstecke hervorsuchen...“

Ich saß zitternd da... Etwas Schreckliches mußte geschehen... Der freie Schweizer... eine Art explodierender Kessel...

Aber nichts dergleichen... Nur eine kleine Pause... Dann sprachen wir von neuem über die schrecklichen russischen Zustände...



Beethoven. Nach Originalholzschnitt von Ernst Wittenberger, Zürich.

Beethoven.

Er schritt verdrossen durch das Aehrenfeld
Vom sinkenden Gestirn glutvoll erhellt,
Er schritt, als ging die Schönheit ihn nichts an,
Als wär' das Sonnenwunder Trug und Wahn;
Das Haupt gesenkt, die Hände auf dem Rücken,
Kein Widerschein, kein heimliches Entzücken
Im düstern, poekelnarbigem Gesicht
Schritt er mißmutig durch das mutige Licht.
Und frohgestimmt ging ihm der Freund zur Seite.
Sein Blick flog suchend in die blaue Weite
Vom Donauufer bis zum Wienerwald,
Und wie ein Weckruf seine Stimme schallt:
„Hörst du den Strom? Er rauscht wie Orgelton!“
Beethoven zuckt die Achseln, leiser Hohn
Schürzt seine Lippe, rötet sein Gesicht:
„Laß mich in Ruh, Stefan... Ich hör' ihn nicht!“
Und weiter schritten sie in Troß und Schweigen,
Bis durch der Dämmerung lautlosen Reigen
Mit eines Hirten jauchzendem Gesang
Der Amsel „Jubilare Deo“ klang.
„Freund Ludwig, horch und laß dich nicht ergrimmen,
Hörst du des Hirten und des Vogels Stimmen?
Das ganze Abendbild steht voller Melodien
Und klingt gleich einem Satz aus deinen Symphonien.“
Doch wied'rum spricht der Meister voller Groll:
„Ich höre nichts, gar nichts, Stefan, was soll
Ich stille stehn und wie ein Heuchler lauschen?
Vernehm' ich doch kein Klingen und kein Rauschen;
Der Erde Pulsschlag ist für mich verstummt,
Und alles, was da murmelt, schwirrt und summt,
Ist tot. Ich hör' die Glocken nicht im Turm,
Und was Musik euch dünkt, mir ist es Sturm
In meines Lebens Kümmeris und Nöten;
Selbst Brummbaß, Fiedel, Oboe und Flöten,
Sie tönen wie verhallender Triumph
Stets „con sordino“ nur, grabähnlich dumpf.
Wär' ich befreit, ich wollt' die Welt umfassen...“

Jetzt fühl' ich mich so weltfremd und verlassen,
Ich höre nicht den lauen Südost wehn,
Der Menschen Schritt nicht mir zur Seite gehn,
Kein tönendes Begehren aus den Wogen,
Ich bin um heilige Sturmesluft betrogen,
Betrogen, wenn die jungen Winde leise
Im Chor anstimmen alte Weltenweise!
So steht's...“ Die Stimme brach in seiner Kehle,
Und stiller Jammer faßte seine Seele.

Er kehrte heim in liebeleere Wände.
Da streiften nächtlich seine Sonntagshände
Wie hilfesuchend seines Flügels Tasten:
Durch seine schlanken Finger zog ein Haften
Und Drängen nach Erlösung und nach Lust...
Ein Quell sprang waldfriß aus der wunden Brust,
Und mit der Sterne strahlendem Gewimmel
Erhob sich rein und keusch sein innerer Himmel!
... Das Weben der Gefilde, tagumblaubt,
Das Stammeln der Natur klingt ihm vertraut,
Das wunderfame Wehen ferner Glocken
Zieht durch den Ton mit heimlichem Frohlocken...
Er weckt im Flug der Felsen Wiederhall:
Da rauscht der Bach und singt die Nachtigall.
Der windbewegten Halme meerhaft Schwanen,
Der Sense Schwirren durch waldwilde Ranken,
Des Sturmes Blitzen und der Wolken Gang,
Der Hirtenflöte hellen Lobgesang
Trägt himmelan auf taubetränten Schwingen
Das weltentrückte, heilig tiefe Klingen...
Trägt aller Erde Herrlichkeit und Leid
Hinauf zum Lande der Gottseligkeit!

Um Flügel steht Beethoven... Seine Hand
Ergeht sich spielend durch ein Sonnenland,
Sein Auge blickt im träumerischen Schimmer
So götterruhig durch das dunkle Zimmer,
Als töne seine Einsamkeit und strahle
Im feierstillen Glanz der „Pastorale“...

Isabelle Kaiser, Beckenried.

